

**ANTHROPOLOGISCHE ÄSTHETIK
IN MITTELEUROPA 1750–1850. ANTHROPOLOGICAL
AESTHETICS IN CENTRAL EUROPE 1750–1850.
HERAUSGEGEBEN VON PIROSKA BALOGH
UND GERGELY FÓRIZS. HANNOVER: WEHRHAHN
VERLAG 2018. (=BOCHUMER QUELLEN
UND FORSCHUNGEN ZUM 18. JAHRHUNDERT, BD. 9)**

WYNFRIED KRIEGLEDER

Universität Wien
Wynfrid.kriegleder@univie.ac.at

Im Mai 2016 beschäftigte sich eine internationale Tagung an der Ungarischen Akademie der Wissenschaften in Budapest mit der „Anthropologischen Ästhetik in Mitteleuropa 1750–1850.“ Forscher und Forscherinnen aus Deutschland, Tschechien und Ungarn gingen der Frage nach, wie diese Diskurse in Mitteleuropa rezipiert und verbreitet wurden. Die Ergebnisse liegen nun in einem zweisprachigen, formal ansprechenden, mit einem Personenregister versehenen Band vor.

Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts wird in Europa die Anthropologie, die Lehre vom Menschen als „Unselig Mittel-Ding von Engeln und von Vieh!“ (so Albrecht von Haller), zur Leitwissenschaft. „The proper study of mankind is man“ dekretiert der englische Dichter Alexander Pope schon 1734 in seinem *Essay on man*. Der deutsche Philosoph Alexander Gottlieb Baumgarten begründet 1750 in seiner *Aesthetica* eine neue Wissenschaftsdisziplin, die Ästhetik, als systematische Lehre von der sinnlichen Erkenntnis. Immanuel Kant fragt 1790 in seiner *Kritik der Urteilskraft* nach den Bedingungen des ästhetischen Urteils, das er zwischen den erkenntnistheoretischen Fragen der reinen Vernunft und den praktischen Fragen der Ethik verortet. Die Auseinandersetzung zwischen der traditionellen Geschmackslehre auf empirischer Basis und dem Kant'schen Neuansatz wird für mehrere Jahrzehnte die „Schönheitslehre“ dominieren.

Im Habsburger Imperium werden die unterschiedlichen Auffassungen im Rahmen eines breiten Kulturtransfers rezipiert und verbreitet. Der ausgeprägte Zentralismus sorgt für eine lange andauernde Wirkung etlicher Positionen, vor allem, wenn sie über den standardisierten Unterricht in den Gymnasien und Universitäten, aber auch in den vielen oft kurzlebigen Kulturzeitschriften propagiert werden. Das Ergebnis wird eine habsburg-spezifische Ästhetik sein, die seit der

Mitte des 19. Jahrhunderts mit Namen wie Johann Friedrich Herbart und Robert Zimmermann verbunden ist.

Der Band ist in drei Abschnitte gegliedert: „Deutsche Ästhetik“, „Universitäts-ästhetik der Donaumonarchie“ und „Gymnasial- und Zeitschriftenästhetik in Ungarn“. Im Zentrum stehen die Verhältnisse in Ungarn, was sich auch in den neun (von dreizehn) ungarischen Beiträgern spiegelt. Zwar reflektieren die einzelnen Aufsätze das jeweilige Forschungsinteresse der Verfasser und widmen sich daher manchmal allzu detailliert bestimmten Spezialfragen. Insgesamt aber liefern sie ein faszinierendes Panorama der Debatte, die vor dem Hintergrund der historischen Entwicklung in Ungarn – Stichwort „Magyarisierung“ – lief.

Carsten Zelle eröffnet mit „Anthropologische Ästhetik? Heinrich Zschokkes *Ideen zur psychologischen Ästhetik* (1793) und Friedrich Schillers Briefe *Über die ästhetische Erziehung des Menschen* (1795)“ den Band. Zschokkes (1771–1848) Schrift, eine psychologische Ästhetik, ist zwar heute weitgehend vergessen, wurde in der Donaumonarchie aber als Alternative zu Kant an Universitäten wie Prag und Pest als Lehrbuch verwendet. Zschokke bietet ein „Gesetzbuch für den Künstler“. Ästhetik sei eine „Erfahrungswissenschaft“. Überzeugend argumentiert Zelle, dass Zschokke einer der Reibebäume gewesen sein könnte, an denen Schiller sein eigenes Konzept schärfte. Denn während Zschokke auf die empirische Psychologie zurückgriff, war für Schiller „die Ästhetik Indiz für eine Anthropologie, in der die Interesselosigkeit des Geschmacksurteils den Spielraum menschlicher Freiheit eröffnet.“

Sandra Richters „Between Metaphysics and Empiricism. Friedrich Bouterwek's *Aesthetik*“ ist die nur wenig überarbeitete Version eines Kapitels aus ihrem Buch *A History of Poetics. German Scholarly Aesthetics and Poetics in International Context, 1770–1960* von 2010. Der Beitrag analysiert die *Aesthetik* des Göttinger Philosophen Bouterwek, deren drei Ausgaben (1806, 1815 und 1824/25) in der Habsburger Monarchie eine beträchtliche Wirkung entfalteten.

Antonín Polícar stellt in „Zwischen Nachahmung und Ausdruck. Kunst als »Kopie« und »Hervorleuchten« von Emotionen in Karl Heinrich Heydenreichs *System der Aesthetik* (1790)“ den Vielschreiber und Kant-Popularisator Heydenreich vor, dessen Position er als eine Übergangstheorie definiert. Mit seiner Auffassung, der Künstler solle „seine subjektive emotionale Wahrnehmung eines Gegenstandes mittels dessen Nachahmung hervorleuchten lassen“, ist Heydenreich durchaus innovativ und weist auf die Romantik voraus, die von der Kunst die Offenbarung des Inneren verlangte.

Gergely Fórisz macht in „»Mit Wahrheit will ichs halten«. Wilhelm Traugott Krugs Philosophie im Spiegel der ungarischen Rezeption mit besonderer Rücksicht auf seine Ästhetik“ auf einen Autor aufmerksam, der im Schatten des „philosophiegeschichtlichen Höhenkammkanons“ steht und in der Geschichtsschreibung zumeist als früher epigonaler Kantianer abgetan wird. Krug war allerdings

überaus wirkungsmächtig. Seine wichtigsten Werke wurden ins Neugriechische (Wien 1812), ins Lateinische (durch István Márton, Wien 1820), Schwedische (1831), Rumänische (1847) und Amerikanische (1848) übersetzt. Fórisz interessiert sich vor allem für István Mártons Übersetzung, die als Propagierung der kantischen Philosophie in Ungarn gilt, und betont den eklektischen und antidogmatischer Blickwinkel des Übersetzers.

Den zweiten Abschnitt, „Universitätsästhetik der Donaumonarchie“, eröffnet Tomáš Hlobil mit dem Beitrag „Themen der Ästhetik in deutschsprachigen österreichischen Lehrbüchern der theoretischen Philosophie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts – unter besondere Berücksichtigung der Rolle Immanuel Kants.“ Hlobil erinnert daran, dass in der Donaumonarchie seit der theresianischen Universitätsreform im Philosophie-Unterricht zunächst Lehrbücher nord- und mitteldeutscher Professoren verwendet wurden, ehe Lehrbücher von „einheimischen“ Professoren entstanden. Da in Österreich die Ästhetik schon unter Maria Theresia als eigenes Fach an den Universitäten eingeführt und von der Philosophie getrennt wurde, schrieben österreichische Philosophieprofessoren keine eigenen Ästhetik-Lehrbücher, sondern thematisieren diese, wenn überhaupt, in Lehrbüchern der theoretischen Philosophie. Hlobil stellt drei dieser Bücher vor: Franz Samuel Karpes *Darstellung der Philosophie ohne Beynamen* [...] von 1802, wo zwar mit diversen Thesen Kants (Schönes vs. Erhabenes, interesseloses Wohlgefallen, freies Spiel des Erkenntnisvermögens etc.) operiert wird, die Ausrichtung aber „unkantisch“ bleibt: die Ästhetik wird in die empirische Psychologie eingegliedert, Schönheit bleibt (anders als für Kant) eine „objektive Entität“. Karpes Buch beruht weitgehend auf der an österreichischen Universitäten seit 1774 zur Pflichtlektüre erhobenen *Logik und Metaphysik* des Göttingers Kant-Gegners Johann Georg Heinrich Feder. Zweitens geht es um Gottfried Immanuel Wenzels *Vollständige Lehrbegriffe der gesamten Philosophie* [...], Linz/Leipzig 1803–1805, eine auf Kants *Logik* basierende, aber gleichfalls als „vorkritizistisch“ zu bewertende Kompilation. Und drittens um Joseph Calasanz Likawetz' *Grundriß der Erfahrungsseelenlehre* [...], Graz 1827, der zwar nicht länger von Feder beeinflusst ist und viele Thesen von Kant übernimmt, diese aber „aus ihrem ursprünglich kritizistisch-transzendentalen Kontext heraus“ reißt und einen „anthropologisch-ästhetischen Theorieansatz“ vertritt. Als Fazit hält Hlobil fest, dass die Ästhetik „als eine in der Psychologie wurzelnde, empirisch-deskriptive Disziplin verstanden“ wird und dass deutschsprachige Lehrbücher ausgiebig aus Kant schöpften, allerdings meist ohne Quellenangabe und zumeist im Sinn einer Instrumentalisierung von Teilthesen.

An frühere Forschungen Tomáš Hlobils schließt Piroska Balogh in ihrem Beitrag „Aesthetics at the Royal University of Hungary (1774–1843)“ an. Sie rekonstruiert die Situation in Ungarn, wo man 1774 einen Lehrstuhl für Ästhetik an der Universität Nagyszombat (Trnava) errichtete, ehe diese Universität 1779 nach

Buda verlegt wurde. Der Jesuit Georg Aloys Szerdahely (1740–1808) war der erste Professor,

1784 wurde er von Friedrich August Werthes aus Stuttgart abgelöst, was die ältere ungarische Historiographie mit den Germanisierungsplänen Josephs II. verband. Allerdings unterrichtete Werthes wie Szerdahely auf Latein. Nach dem Tod Josephs II. wurde Johann Ludwig Schedius, der in Göttingen studiert hatte, 1792 Professor und blieb es bis 1843. Balogh untersucht anhand unpublizierter Vorlesungsmitschriften und der natürlich auf Latein verfassten Monographien der drei Professoren deren Position. Sie betont, dass ihre Basis die traditionelle Rhetorik war, und hebt die zeitgenössische Rezeption der ungarischen Ästhetiker hervor, sowohl bei ihren Schülern (z.B. Csokonai Vitéz und Vörösmarty) als auch in der europäischen Gelehrtenwelt. Zu Schedius' großem Netzwerk gehörten etwa Hegel, Friedrich Schlegel, Hormayr und viele andere. Das Vergessen dieser ungarischen Autoren führt Balogh auf den „rise of the national paradigms or canons in Hungarian culture“ im 19. Jahrhundert zurück. Seit 1830 versucht man eine nationale Ästhetik zu entwickeln, während ein Gelehrter wie Schedius am universellen Anspruch festhält. Die Texte werden nicht ins Ungarische übersetzt und sind heute wegen der lateinischen Sprache unzugänglich.

An Piroska Baloghs Ausführungen schließen die nächsten zwei Beiträge an. Botond Csuka widmet sich in „Aesthetics in Motion. On György Szerdahely's Dynamic Aesthetics“ dem europäischen Kontext von Szerdahelys *Aesthetica sive Doctrina Boni Gustus* [...] (1778) und zeichnet den Verfasser als undogmatischen Eklektiker mit Gewährsleuten wie Friedrich Just Riedel, Sulzer, Baumgarten und Georg Friedrich Meier, aber auch Autoren der schottischen Aufklärung, v.a. Henry Home, Lord Kames. Szerdahely betonte die Wichtigkeit der ästhetischen Bildung, die auch zum richtigen Handeln führe. Ähnlich verweist Dezsö Gurka in „Die Rezeption der Schelling'schen Naturphilosophie in der Ästhetik von Lajos Schedius“ auf die europäische Komponente: Schedius übernahm vor allem von Bouterwek einzelne Konzepte Schellings.

Der dritte Abschnitt, „Gymnasial- und Zeitschriftenästhetik in Ungarn“, setzt ein mit Béla Mesters Beitrag „The Role of Aesthetics in the Work of a Professor at a Calvinist College. A Case Study on József Rozgonyi (1756–1823)“. Für den Anti-Kantianer Rozgonyi spielt die Ästhetik zwar eine sehr untergeordnete Rolle – insofern wird der Aufsatz seinem Thema nicht gerecht. Trotzdem sind ihm wichtige Erkenntnisse zu entnehmen. Rozgonyi hatte in Utrecht, London und Oxford studiert und war ein Anhänger der schottischen Common-Sense-Philosophie, die er auf dem Kontinent bekannt zu machen suchte. Um eine internationale Leserschaft zu erreichen, schrieb er auf Latein. Damit gerät er angesichts des europaweiten Strukturwandels der Öffentlichkeit ins Abseits, denn nun wird nicht mehr nur ein akademisches Publikum angesprochen, sondern in den jeweiligen Landessprachen eine breitere Leserschaft.

Réka Lengyel beschäftigt sich in “The Sources of Ferenc Verseghy’s Handbook of Aesthetics. (*Usus aestheticus linguae hungaricae*, 1817)“ mit dem katholischen Priester und eifrigen Übersetzer Verseghy (1757–1822), der im Jakobinerprozess zu neun Jahren Gefängnis verurteilt wurde und später viele Lehrbücher verfasste. Lengyel weist nach, dass sich Verseghy häufig auf den noch keineswegs veralteten Sulzer bezieht und, indem er viele „examples“ Sulzers übernimmt, als erster „Hungarian literary historian“ diese „lesser known works of European art“ bekanntmacht.

Ágnes Simon-Szabó behandelt „Die frühe Rezeption Schillers ästhetischer Schriften in Ungarn“, vor allem der *Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet* und der *Naiven und sentimentalischen Dichtung*. Die *Schaubühne* wurde 1810 von dem Schauspieler József Benke (1781–1855) übersetzt, der sich immer wieder auch auf Sulzer berief und mit Schillers Stücken in Klausenburg bekannt wurde, wo es einen „Schiller-Kult“ gab. Schillers Dichotomie von naiver und sentimentalischer Dichtung wurde in Ungarn schon früh in literarischen Auseinandersetzungen instrumentalisiert, etwa von Ferenc Kölcsey gegen Csokonai und gegen Berzsenyi, obwohl der gesamte Aufsatz nie in einer Übersetzung veröffentlicht wurde. Erst 2002 wurde eine handschriftliche Übersetzung von Sándor Bölöni Farkas (ca. 1820) in dessen Nachlass gefunden. Man kann also davon ausgehen, dass Schillers Aufsatz von den Zeitgenossen im Original rezipiert wurde.

Auch Ferenc Máté Bodrogis Beitrag „Der Polyhistor als Ästhet. Karl Georg Rumys Kommentare zum Grazien-Begriff“ wird dem Titel nicht wirklich gerecht, da Romy nur eine untergeordnete Rolle spielt. Bodrogi zeigt den Zusammenhang zwischen Rumys Aufsatz *Ästhetische Abhandlung über den wahren Begriff der Grazie* von 1819 und Bouterweks *Aesthetik* – Romy hatte bei Bouterwek in Göttingen studiert. Wichtig ist der Hinweis auf die wichtige Rolle der Universität Göttingen für die junge ungarische Literatur und auf die Wirkung Wielands bei Kazinczy, Kisfaludy, Kölcsey und anderen.

Den Abschluss des Bandes bildet ein (allzu umfangreicher) Beitrag von Ferenc Hörch und Kálmán Toth, „The Scottish Discourse on Taste in Early 19th-Century Hungary. Two Translations of Hugh Blair’s Introduction to Rhetoric.“ Hier geht es um zwei 1825 unabhängig voneinander erfolgte Übersetzungen des ersten Kapitels der *Rhetoric and Belles Lettres* (London 1783) von Hugh Blair ins Ungarische, einmal durch János Kis (1770–1846) und einmal durch den jungen Grafen Aurél Dessewffy (1808–1842), die beide in ungarischen Zeitschriften erschienen; erst 1838 sollte Kis das komplette Buch übersetzen. Hörch und Toth betonen die Rolle Kazinczys für beide Übersetzungen und kommen zu einem klaren Ergebnis: Kis und seine Generation halten trotz der Sprachendebatte am „neo-classical model“ fest, auch an einem josephinischen Programm: „to catch up with European standards of culture“, weil damit eine Perfektion des Individuums und auch „community building“ befördert würden.

Dem Sammelband sind vielfältige Erkenntnisse zu entnehmen. Zentral scheint mir die Betonung eines eklektischen gesamteuropäischen Gedankenaustauschs in der Zeit um 1800, der sogenannten „Sattelzeit“. Die Verhältnisse in Ungarn illustrieren natürlich auch die gesamteuropäische Entwicklung und die nationalistische Verengung im 19. Jahrhundert. Während manche der Autoren in ihren Publikationen am Latein als der Lingua Franca festhielten und eine übernationale Wirkung anstrebten, verlangte der Zeitgeist Publikationen auf Ungarisch, also in der regionalen Mehrheitssprache. Damit öffnete man sich einerseits dem breiteren bürgerlichen Lesepublikum – zweifellos eine Demokratisierung der ästhetischen Debatten. Andererseits verschloss man sich immer mehr der internationalen Gelehrtenrepublik. Bald wird es eine ungarische Ästhetik geben – und eine deutsche und eine tschechische und eine polnische und eine kroatische. Grenzpfähle werden hochgezogen, die europäische *res publica literaria* des 18. Jahrhunderts wird verschwinden.